

ANKE WEIDINGER

DIE
*Nachtigall*
VON DERBYSHIRE

SCM Hänsler



Ein nächtlicher Reiter

»Doktor, Doktor, machen Sie auf! Öffnen Sie die Tür, ich habe dringende Nachricht! Es geht um Leben und Tod! Machen Sie auf, ich flehe Sie an, machen Sie schnell auf!«

Das Rütteln an der Tür weckte die Magd und schließlich auch den Hausherrn, der im Dunkeln die Treppe hinuntereilte, einen Finger verärgert auf die Lippen gelegt.

»Ich komme ja schon! Emma, geh wieder schlafen, es braucht dich keiner im Nachtkleid zu sehen um diese Stunde, schon gar kein Fremder. Geh, geh nur. Ja, ja«, rief er, zur Tür gewandt, »sogleich! Du weckst mir noch meine Frau mit deinem wilden Gerüttel, gleich wird die Tür mitsamt deiner selbst ins Haus fallen. Was gibt's?«

Der Bote, der auf der Türschwelle stand, sein vor Erschöpfung bebendes Pferd am Zügel, hielt ihm wortlos die Papierrolle entgegen. »Lassen Sie mich wissen, ob ich Antwort bringen soll oder ob Sie gleich selbst hinreiten wollen. Ist Botschaft aus Eyam, Sir, und keine gute. Nur machen Sie schnell, ich muss noch bis Matlock. Ich kann nicht warten.«

Hastig den Inhalt des Schreibens überfliegend, warf der Hausherr dem Boten zuerst eine Münze, dann einen flüchtigen Blick zu und nickte kurz. »Reite weiter. Ich weiß, was ich zu tun habe. Gott sei mit dir!«

Das Geldstück unter sein Gewand schiebend, schwang sich der Bote im selben Augenblick auf sein Pferd, riss den Zügel herum und stieß ihm die Hacken in die Flanken. »Und auch mit Ihnen, Doktor!«, rief er über die Schulter zurück. »Hey!«

So stob er davon, eine Wolke von Staub und einen sorgenvoll die Stirn runzelnden Doktor auf der Türschwelle hinter sich lassend. Noch einmal las dieser die Nachricht durch und schüttelte verärgert

den Kopf. Sodann stürzte er hastig ins Haus und die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Papierrolle fest in der Hand.

»Wer war das?«, rief ihm eine Stimme von oben entgegen. »Was ist geschehen? Braucht man dich auf Morton Hall?«

Eine junge Frau im weißen Nachtkleid, das sich über dem Bauch wölbte, unter welchem deutlich sichtbar ein Kind heranwuchs, kam ihm auf dem Treppenabsatz entgegen, die blauen Augen fragend auf ihn gerichtet. »Was ist es, Liebster, sprich – kann man helfen? Ist es ...«

»Es sind schlechte Nachrichten aus Eyam, Amy. Traurige Nachrichten. Dieser Brief ist von Reverend Stanley. Er bittet mich um Hilfe – viele unserer Freunde und Nachbarn sind krank; deinen Bruder Robert haben sie gestern begraben müssen –, oh, Amy, Liebstes, es tut mir so leid! Stanley schreibt, Robert sei bereits das siebte Todesopfer gewesen, seit Anfang September der Schneidergesell Viccars, der bei den Hadfields zur Miete wohnte und Alexander im Geschäft zur Hand ging, daran starb. Es muss irgendetwas mit diesem Bündel Tuch zu tun haben, das man Hadfield aus London schickte. George Viccars packte es aus, ließ es am Feuer trocknen, da es feucht war und unangenehm roch – eine Woche später war er tot. Du weißt, dass in London schon Hunderte auf dieselbe grauenvolle Weise starben. Jetzt ...« Die Stimme versagte ihm, als er den Schmerz in den Augen seiner Frau sah, und er nahm ihre kalten Hände in die seinen und küsste sie. »Amy! Du musst jetzt sehr stark sein. Ich muss nach Eyam – noch heute Nacht.«

»Nein!«

Amy warf sich schluchzend in seine Arme. »Das darfst du nicht! Oh Gott, das darfst du nicht! Wenn es – oh, Gordon, wenn es die Pest ist, dann ...«

Der Doktor strich seiner Frau beruhigend über das hellblonde Haar, das in losen Locken bis auf die Hüften hinabfiel. »Schscht... nicht, Amy, nicht. Nicht weinen jetzt. Du darfst dich nicht so aufregen, denk an das Kind – und denk an deine Eltern, an deine Ge-

schwister. Sie brauchen Hilfe, Amy, dringend! Ich muss gehen – ich muss, verstehst du?»

Die Augen voller Tränen, die Lippen fest aufeinandergepresst, nickte sie kaum merklich. Er zog sie rasch in seine Arme, küsste sie und murmelte, das Gesicht in ihrem Haar vergraben: »Glaube mir, liebste Amy, ich weiß, wie groß deine Angst ist, und es schmerzt mich, dich in dieser schweren Zeit allein lassen zu müssen. Gerade jetzt, wo das Kind unterwegs ist und sicher auch bald kommen wird. Aber die Menschen von Eyam haben auch Angst, große Angst, Amy. Sie brauchen Hilfe! Deshalb bittet man mich, nach Eyam zu kommen. Sofort. Reverend Stanley schreibt, die Menschen seien so verzweifelt und er und Mompesson könnten nicht überall zur selben Zeit sein. Sie versuchen alles, um ihnen so gut es geht zu helfen, aber was sie wirklich brauchen, ist ein Arzt – und deshalb ... deshalb rufen sie nun mich, Amy. Ich muss ihnen helfen, es ist meine Pflicht – das verstehst du doch, nicht wahr, Amy?«

Furcht spiegelte sich in Amys Augen, und sie hielt schweigend seinem Blick stand, während sie versuchte, das, was sie gehört hatte, zu verstehen.

Sie dachte an ihren Bruder, an die anderen Geschwister und an ihre armen Eltern. Was, wenn sie alle starben – wenn sie keinen von ihnen jemals wiedersehen sollte?

Langsam, kaum merklich, begann sie zu nicken. Auch wenn alles in ihr schrie, er solle nicht fortgehen, wusste sie doch, dass es sinnlos war, sich dagegen zu wehren. Sie musste ihn gehen lassen, schon um ihrer Familien willen. Wenn einer den Menschen von Eyam helfen konnte, dann war es Gordon. Er war ein guter Arzt und sie war sehr stolz auf ihn. Doch ...

Gordon strich ihr liebevoll das Haar aus der Stirn und küsste sie. »Gut. Ich wusste, dass du mich verstehst. Und nun komm, leg dich wieder ins Bett, dass du nicht noch kälter wirst.«

Damit ließ er sie los und ging an ihr vorbei in die Schlafstube, wo er in fieberhafter Eile ein paar Sachen und Kleidung zusammenzusuchen begann.

Amy stand einen Moment lang wie betäubt da, dann folgte sie ihm. Sprachlos vor Schreck und Furcht wankte sie zum Bett hinüber und ließ sich mit letzter Kraft darauf nieder. Ihr war schwindelig, und ihr Rücken schmerzte, doch sie mochte nichts sagen, wollte sich nicht beklagen. Jetzt war nicht die Zeit, an sich selbst zu denken. Stattdessen faltete sie die Hände im Schoß und beobachtete stumm ihren Mann, wie er sein Bündel zusammenpackte.

Es waren kaum mehr als zwanzig Meilen bis Eyam, doch die Straßen waren beschwerlich und führten zum Teil durch rauhes, unwegsames Gelände. Das Pferd, das sie besaßen, war zwar kräftig und gutmütig, doch es war nicht besonders schnell. Amy fragte sich, ob Gordon nicht lieber Lord Craven um ein schnelleres Pferd bitten sollte. Andererseits würde der ihn vielleicht gar nicht gehen lassen; Gordon war der Leibarzt der Cravens von Morton Hall und hatte sich bei ihrer Ankunft hier verpflichtet, stets für die Familie verfügbar zu sein.

Ob er in diesem Augenblick an seine Pflichten den Herrschaften gegenüber dachte, schien ihr allerdings fraglich.

Aber war nicht das Leben der anderen im Augenblick viel wichtiger?

Gordon kniete vor ihr nieder, nahm ihre Hand und begann, sie sanft zu streicheln. »Weine nicht, mein Liebes. Weine nicht um mich! Ich komme wieder. Das verspreche ich dir. Und unser Kind ... nun, das wird schon auch ohne mich gesund zur Welt kommen. Du kannst nach Fanny schicken lassen, sie hat alle Kinder auf Morton Hall auf die Welt gebracht. Es ist ja noch Zeit – vielleicht bin ich sogar schon zurück, bevor es so weit ist. Sei ohne Sorge, Amy. Ich komme wieder!«

Unter Tränen nickend, fühlte sie, wie seine Hand sich von der ihren löste, und sie wusste, dass es Zeit war. Unfähig, den Kopf zu heben und den geliebten Mann anzusehen, biss sie sich auf die Lippen und versuchte, ein Schluchzen zu unterdrücken. Sie musste für ihn tapfer sein, so wie er um das Leben der anderen willen tapfer war.

»Leb wohl, meine Amy, und fürchte dich nicht. Gott, unser Herr, wird nicht zulassen, dass dir ein Leid geschieht. Und denke an mich, wenn du singst: Ich höre dein Lied, wo immer ich bin!«

Nachdem er sie noch ein letztes Mal geküsst und ihr ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet hatte, ging er hinaus.

Amy blieb stumm und reglos auf dem Bett sitzen und starrte auf ihre Hände hinab, bis sie unten die Haustür ins Schloss fallen hörte. Dann aber warf sie sich in die Kissen und weinte bitterlich.



Die Nacht war pechscharf, der Mond von Wolken verhüllt. Gordon Tulliver konnte den Weg kaum erkennen, auf dem er ritt, er musste seinem Gefühl und dem Wegweiser vertrauen, den er etwa vor einer Stunde passiert hatte. Er wusste auch um die Schwäche seines Pferdes, wusste, dass er es nicht zu sehr antreiben durfte, wenn es die ganze Strecke über durchhalten sollte. Er konnte keine Rast einlegen, die wenigen Wirtshäuser, die auf dem Weg lagen, hatten alle geschlossen. Er wusste auch nicht, in welchem er um diese Zeit ein frisches Pferd bekommen würde. Hinzu kam, dass man nicht allen Wirten vertrauen konnte, es waren unsichere Zeiten, nicht nur der Pest wegen, die seit Monaten schon die Menschen in England in Angst und Schrecken versetzte. Der *Schwarze Tod*, wie man die Krankheit nannte, war vom europäischen Festland nach England gekommen, wie, das wusste im Augenblick keiner genau zu sagen. Innerhalb weniger Wochen waren in London Tausende und Abertausende von Menschen gestorben, und jetzt, da die Zahl der Toten dort allmählich zurückzugehen schien, hatte die Seuche Derbyshire erreicht.

Gordon war seit seiner Heirat im vergangenen Jahr nicht mehr in seinem Heimatdorf gewesen und der Gedanke, womöglich keinen Einzigen seiner Verwandten lebend dort anzutreffen, jagte ihm eine solche Angst in die Glieder, dass er bald schon alle Vorsätze vergaß und dem treuen Pferd seine Stiefel in die Seiten stieß.

»Heya, lauf, lauf, mein Guter! Lauf!«

Der Hengst wieherte unwillig, legte jedoch an Geschwindigkeit zu und galoppierte mit bebenden Nüstern die steile Straße hinauf, um scharfe Kurven und immer noch steiler bergan. Das dumpfe Geräusch der beschlagenen Hufe auf Splitt und feinem Geröll war neben dem Keuchen des Tieres das Einzige, was Gordon über seinem angstvoll klopfenden Herzen hörte. *Geschwind, geschwind*, schien der Hufschlag zu sagen, *geschwind, geschwind!*

»Du schaffst es, mein Guter«, murmelte Gordon leise und wusste nicht, ob er sein Pferd oder sich selbst meinte. Er hielt den Kopf zum Schutz vor dem eisigen Oktoberwind tief gesenkt, sein Atem bildete kleine Wölkchen vor seinem Gesicht, so schneidend kalt war die Luft. Es schien früh Winter werden zu wollen in diesem Jahr.

Hatte Amy genügend Holz im Haus? Würde sie es warm genug haben?

»Du schaffst es! Bald sind wir da, dann können wir ihnen helfen ... bald sind wir da.«

Und Gott schütze meine Amy. Gott schütze meine Amy ...

Ein Schäfer, der bei seinen Schafen die Wacht hielt, sah den Reiter vorbeihetzen und rieb sich nachdenklich das Kinn. Dann schüttelte er den Kopf und suchte mit den Augen den Horizont ab. Obwohl es bald dämmern musste, schien es gerade jetzt besonders dunkel. Von der Sonne war noch immer nichts zu sehen, nicht der schmalste Lichtstreif war im Osten zu erkennen, so sehr der alte Mann seine Augen auch anstrengte. Im Westen aber hatten sich dichte Wolken zu einer schwarzen Wand zusammengezogen. Auch der kalte Wind, der schon am Tag zuvor über die Ebene gefegt war, hatte jetzt zugenommen, und der Schäfer piff nach seinem Hund, dass dieser ein paar abseits liegende Mutterschafe und deren Lämmer zusammentrieb. Wenn ein Unwetter kam, war Eile geboten. Zur Schutzhütte war es zu weit, die lag unten im Tal, und im Dunkeln ließen sich die Schafe ungern treiben, vor allem dann nicht, wenn sie Angst hatten.

Der Hund kam, stellte sich vor seinen Herrn und sah ihn erwar-

tungsvoll an. Sobald er seinen Befehl erhalten hatte, machte er sich sofort wieder auf den Weg, während der Schäfer am selben Platz zurückblieb, die Augen unbeweglich nach Westen gerichtet. In der Ferne hörte er eine Nachtigall schlagen, sie schien ohne Angst. Eine andere gab Antwort, dann war alles wieder still.

Irgendetwas lag in der Luft, etwas, das dem alten Schäfer weit mehr Unbehagen bereitete als das bevorstehende Unwetter. Doch er konnte nicht sagen, was es war – so wandte er den Blick noch einmal nachdenklich in die Richtung, in die der Reiter verschwunden war.



Amy erwachte in der Morgendämmerung von einem rasenden Schmerz, der wie eine Welle zuerst ihren Rücken, dann den ganzen Unterleib erfasste und sie, als er endlich nachließ, keuchend nach Luft schnappen ließ. Mit schmerzverzerrtem Gesicht versuchte sie, sich aufzurichten, tastete im Halbdunkel nach der Kerze, doch ihre Hand zitterte und das Streichholz fiel ihr zu Boden, ehe es brannte.

Wimmernd nahm sie ein neues Streichholz, versuchte es abermals, doch da überfiel sie schon die nächste Schmerzwelle, weniger stark als die vorige zwar, aber schlimm genug, dass Amy stöhnend in die Kissen zurücksank.

War es schon so weit? Konnte das die Geburt ihres Kindes sein, das sich mit diesen Schmerzen ankündigte? Ihre Mutter hatte nie darüber gesprochen, obwohl sie nach Amy noch fünf weitere Kinder bekommen hatte, in regelmäßigen Abständen von zwei Jahren. Amy war es immer so vorgekommen, als seien die Babys ihrer Mutter ganz von allein auf die Welt gekommen, während sie selbst beim Wasserholen gewesen war oder dem Vater etwas zu essen in seine Werkstatt gebracht hatte.

Nie hatte sie ihre Mutter bei einer Geburt schreien oder wimmern hören, und jedes Mal war sie noch am selben Tag aufgestanden, um wie gewohnt ihrer Arbeit im Haus nachzugehen und die

Familie zu versorgen. Deshalb hatte Amy immer geglaubt, dass eine Geburt nichts Außergewöhnliches sei; nichts, weswegen man sich fürchten musste. Ganz gewiss hatte sie nicht mit diesen Schmerzen gerechnet.

Wenn doch nur Gordon bei ihr wäre! Er würde wissen, was zu tun war, er bräuchte nicht einmal Fanny zu rufen, und sie könnten ihr erstes Kind allein zur Welt bringen, ohne dass ein Fremder dabei sein musste. Wie sehr hatte sie sich gewünscht, dass es so sein würde! Hätten die Wehen doch nur sechs Stunden früher eingesetzt, wäre er noch hier gewesen. Aber jetzt – jetzt war es zu spät ...

Ich brauche Hilfe, dachte Amy, während sie die Zähne aufs Neue zusammenbiss und mit fest geschlossenen Augen wartete, bis der Schmerz nachließ. Aber wie sollte sie Fanny erreichen? Sie wusste ja nicht einmal, wie sie es anstellen sollte, Emma herbeizurufen, die jung und unerfahren war und vielleicht größere Angst haben würde als sie selbst. Amy bezweifelte, dass sie ihr eine große Hilfe sein würde.

»Emma!«, rief sie, doch ihre Stimme war so schwach, dass kaum mehr als ein ersticktes Krächzen herauskam. Ihr Körper krümmte sich erneut vor Schmerzen und sie musste in das Laken beißen, um nicht laut zu schreien.

Als der Schmerz für eine kurze Zeit nachließ, schüttelte Amy den Kopf. Dann rief sie noch einmal nach Emma, so laut sie konnte: »Emma!« Und noch einmal: »Em-ma!!!«

Gleich darauf stürzte das verschreckte Mädchen ins Zimmer, eine flackernde Kerze in der Hand. »Was ist, Mrs Tulliver, warum schreien Sie so? Geht es denn schon los? Soll ich nach Fanny schicken, Madam?«

Amy konnte nur nicken, presste die Lippen fest aufeinander und sank zurück auf ihr Bett, das Gesicht aschfahl. »Schnell, Emma. Schnell ...«

»Lassen Sie mich noch ein wenig Holz nachlegen, Madam, das Feuer ist fast verlöscht ...«

»Geh jetzt, Emma! Geh!!!«